Zeitschrift: Volksschulblatt
Herausgeber: J.J. Vogt
Band: 5 (1858)
Heft: 41

Artikel: Etwas Gemüthliches
Autor: F.X.B.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-252438

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

frage und die Seminarreform vielleicht auch zu dem Zwecke der Lehrerschaft zur Berathung gegeben, damit dadurch die Besoldungsfrage ein wenig in den Hintergrund gedrängt werde.

Darum noch einmal. Lassen wir einstweilen die Seminar- und Lesebuchgeschichten (an der Lesebuchfrage arbeitet ja auch die Lehrmittelkommission), die uns statt zu einigen, nur entzweien. Einigkeit macht uns auch in dieser Sache stark. Petitionirt, wie es einzelne bereits gethan. Es ist dieses das beste Mittel die Behörde aus ihrem gemüthlichen Schlummer zu rütteln. Ein ruhiges, stetes Streben wird nicht ohne Erfolg sein.

Noch bemerken wir, daß wir die Art und Weise, wie gegen das Seminar zu Felde gezogen wird, höchst mißbilligen. Man wird des Gezanks müde, denn man sieht leider nur zu deutlich, daß es sich bloß um Persönlichkeiten, nicht aber um die gute Sache handelt.

Mit Gruß und Handschlag!

Eine Conferenz des Oberlandes.

Etwas Gemüthliches.

Motto: „Und wenn es auch ein verlornes Paradies bliebe, jenes Volksthum, das noch in der Ueberlieferung — dessen Keim noch in allen deutschen Herzen lebt, — so lohnt es doch der Mühe, wenn auch aus blauer, nebeliger Ferne, dasselbe anzuschauen." Montanus.

Es ist in neuerer Zeit eine eigenthümliche Wendung der deutschen Literatur eingetreten, wohl werth, auch von der Lehrerschaft nähere Aufmerksamkeit gewürdiget zu werden, — das Streben nämlich, die durch mündliche Ueberlierliferung aus längstabgelaufenen Jahrhunderten bis auf unsere Zeiten gekommenen Volkssagen und Volksgebräuche zu sammeln und schwarz auf weiß der Nachwelt zu überliefern. Wer die Saite zuerst angeschlagen, und warum sie angeschlagen worden — das gründlich auseinander zu setzen, liegt freilich außerhalb meinem Horizont, aber der moralische Grund braucht nicht von weit hergeholt zu werden: ausgestorben nämlich ist das muntere Völkchen kuchenessender Erdmännlein, strafender Moosweibchen, verklungen das mitternächtliche Getöse des wilden Jägers und ausgebrannt die Vulkane kinderschreckender Irrwische; nicht mehr sehen wir auf den Ruinen zerfallener Schlösser am Charfreitag weißgekleidete Burgfräulein wandeln, oder in stürmischer Quatembernacht im schwarzen Mantel verhüllt einen Burgvogt die eisernen Schatzkisten

durchwühlen; — die Mütterchen und Greise, welche noch so was zu erzählen wissen, sind selten geworden, sie sterben weg und nehmen die Ueberbleibsel ächt altgermanischer Volkspoesie mit in's Grab. Damit nun mit ihrem Staube nicht auch ihr Glaube uns entrückt werde, begannen Männer von literarischem Ruf, Freunde wahren Deutschthums, die Sagen, Mährchen, Sitten, Sprüchwörter ꝛc. aus der Vorzeit, — zu sammeln und zu veröffentlichen und machten damit auch Andere in weitentlegenen Gauen auf diesen fast unerschöpflichen Schatz deutscher Volkspoesie aufmerksam. In neuester Zeit wird dieses Feld allerwärts mit großem Fleiße ausgebeutet. Auch in der Schweiz, wo die Menge der Schlachtfelder, die Unzahl der zertrümmerten Schlösser, verbrannter Städte, abgelaufener See'n, gefährlicher Fußsteige und Bergpässe, Fährten über Flüsse und See'n einst der Phantasie des naturwüchsigen Volkes Stoff die Menge bot, hat man sich zu rühren angefangen. Vor Jahren schon wurden von Bizius, Reithard und Andern einzelne Parthien zu größern Erzählungen erweitert, natürlich aber ohne Commentar über deren Ursprung; Kalender und Unterhaltungsblätter brachten auch eine beachtenswerthe Zahl, eine sehr reichhaltige Sammlung erschien unter dem Titel: Schweizersagen aus dem Aargau — von Rochholz; andere stehen in Aussicht. —

Außerhalb der Schweizergrenze ist man nicht weniger bemüht, soviel möglich zu retten und durch gelegentliche Hinweisung auf Vätersitten und Ahnherrenmuth in das durch Miniatur-Königreiche zersplitterte Volk wieder mehr Nationalbewußtsein zu bringen. Einer gleichen Aufmerksamkeit erfreut sich gegenwärtig unser „Schwitzerdütsch." Das Feuilleton des „Bund" bringt von Zeit zu Zeit Proben dieser starken und rauhen, aber doch gemüthlichen Sprache, und man kann an den wenigen bis dahin erschienenen Mustern ersehen, wie verschieden man auf dem kleinen Fleck deutschschweizerischen Bodens seine Zunge exerzirt, um die Sprache „Liebmütterchens" nachzuahmen. Was für ein Unterschied ist nicht zwischen dem Dialekt des Berneroberländers und dem der „Mannen in alt fry Rhätien", wie verschieden spricht man „am Randen obe" und am Fuß von Weißensteins schimmernden Flühen! — Wir Schulmeister freilich, ja wir befleißen uns täglich sechs Stunden eines sauberpolirten Bücherdeutsch, (sollten wenigstens!) klemmen nach Becker'scher Manier mit unsern Schülern Sätze abeinander und setzen die Stücke in verwechselter Reihenfolge wieder zusammen, was man analysiren nennt, peitschen jeden mundartischen Ausdruck mit feurigen Ruthen aus der schriftgelehrten Athmos-

phäre des Schulzimmers hinaus, — — aber das Schwitzerdütsch können wir noch nicht vom Mittagstische verscheuchen, noch hat es gutes Hausrecht im heitern Familienkreise, „wo d'r Aetti si Duback schnätzlet!" auf der Gasse, in Feld und Flur, und so lange der stotzige Emmenthalerjunge sein Diendrl noch mit „Aenneli gib m'r es Müntschi!" anfleht, ist nicht Gefahr vorhanden, daß das Schwitzerdütsch vollends aussterbe.

Da es nun der Schule Pflicht ist, die Büchersprache zu ehren und zu lehren, könnte mancher werthe Leser vermuthen, ich wolle hier über die Gewissenhaftigkeit, mit der er seinem Berufe obliegt, die Geisel der Satyre schwingen. Keineswegs! Aber ermahnen wollte ich heute in guten Treuen alle meine Amtsbrüder, denen Berufs- und andere Geschäfte noch zulassen, bisweilen die Feder zu führen, ermahnen wollte ich sie, bei guter Gelegenheit auf das Gespräch „grauer Häupter" zu lauschen, sich die mitunterlaufenden Sagen, Mährchen, Redensarten, Sinnsprüche, Sittenzeichnungen ꝛc. zu merken und ehe sie wieder entschwunden, auf Papier zu tragen. Kein gelehrter Herr, der eigens auf derartige Alterthümer Jagd macht, kein Tourist, der sich von seinem Führer die Lebensgeschichte und Anderes mehr erzählen läßt, hat je Gelegenheit, so tief in's Gemüthsleben des Volkes hineinzugucken, wie der Lehrer auf seinem stillen Dörfchen. Es ist aber eine eigene Kunst, bei Leuten, die vermöge eines gewissen Vorurtheils auf den Schulmeister des 19. Jahrhunderts nicht gut zu sprechen sind, soviel Zutrauen zu gewinnen, daß sie ihrer Offenherzigkeit und Kindlichkeit unter unsern Augen keinen Abbruch thun. — Der erste Anlaß, mich mit ächt gemüthlicher, kindlichgläubiger Denkweise alter Leute bekannt zu machen, bot sich mir, als ich vor 6 Jahren aus dem Seminar wieder für einige Zeit in den Familienkreis zurückkehrte. Da lebte denn in der Nachbarschaft ein braves Ehepaar, beide hoch in den Achzigen; der Mann sprach zwar wenig, weil ihm das Organ dazu nicht mehr diente, hingegen die Frau war Frömmigkeit, Liebe und Offenherzigkeit in der schönsten Verschmelzung. Ich hatte bei ihr immer noch einen Stein im Brett, weil ich als sechsjähriger Bube schon die lauretanische Lytanei auswendig hersagen konnte — (jetzt könnte ich's freilich nimmer). Da setzte mich denn oft zu ihr, plauderte bis mir endlich Gelegenheit geboten war, an das geheime Wunderkästchen zu klopfen. Mit liebenswürdigem Selbstgefallen und der größten Naivetät erzählte sie dann fromme Legenden und abergläubischen Quark, deklamirte muntere und schwermüthige Volkslieder und haarsträubende Zauberformeln, Alles in buntem Gemisch und legte dabei eine Gedächtnißstärke an den Tag,

die Bewunderung verdiente. Folgender Vers aus einem alten Volksliede war ihr Motto auf unsere neue Zeit:

„Mit Freude zue de Tänzele,
Mit Traure wiederum hei, —
So gehts i mängem Bruchmeitschi,
Nit umme-n-i mir allei."

Weg, mein junger Freund, mit falschen Gedankenverknüpfungen, wir haben da mit der reinsten Unschuld zu schaffen: — Bruch, Bruech, brüeche, brüecht, geknüpft, gebunden; hier: mit dem Gürtel „unverwunden", — das ist Sinn und Abstammung obigen, für sentimentale Geister sehr zweideutigen Wortes.

Man entschuldige meine kleine Abschweifung; ich wollte eben nicht auf einem Felde spaziren gehen, ohne ein einziges Blümchen aus seinem Rasen gepflückt zu haben. — Theils aus Neugierde, theils aus instinktmäßig gewittertem Interesse fing ich an, Lieder und Sagen aufzuschreiben und bin nun vor wenigen Monaten inne geworden, daß einige Verse aus den erstern schon zur Zeit der Minnesänger, andere im 16. und 17. Jahrhundert schon im Volksmund lagen, freilich mit etwas andere Form. — Und die Sitten und Gebräuche bei Hochzeiten, Kindstaufen, am Jahreswechsel, zur Karnevalszeit, wie alt sind diese? Wie manche Hausfrau backt auf den Neujahrstag eine Anzahl glänzendgelber Ringe vom feinsten Mehl, und allen im Hause schmeckt das köstliche butterdurchduftete Gericht und Keines in der Familie weiß, daß es mit dem Genuß dieser Speise einem 1500 jährigen Gebrauche nachkömmt, dem Gebrauch der alten Germanen nämlich, die, um den Jahreswechsel recht zu versinnlichen, auch der Speise, welche sie an diesem Tage genießen wollten, die Gestalt des Rades gaben; wie sie denn das Jahr, die Zeit überhaupt, die rollende, gern durch die Form des Rades simbolisirten. — — Und wenn eine flotte Hochzeit gefeiert wird im Dorf — heutzutage noch, — und die feierlichgekleideten Hochzeitsleute auf ein- und zweispännigen Fuhrwerken durch das Dorf dahinkutschiren, springen nicht kleine und große Buben herbei, um mit Stangen und Schlagbäumen den Durchpaß zu versperren? „Was soll dieß bedeuten?" „Man will die Braut nicht fort lassen!" ist die prosaische Antwort. „Sie müssen Tribut zahlen!" meint der kleine Michel, dem ein Halbfrankenstück in die zerrissene Zipfelkappe geworfen wurde. Das ist freilich praktisch und entspricht völlig dem Katechismus unserer materialistischen Zeitrichtung; der Gebrauch hat aber einen ganz andern Ursprung. Es mußten nämlich zu jener Zeit da „Wodan"

und Frau „Holda“ noch als gefeierte Gottheiten über den Eichenhainen Germaniens schwebten, da ein nervigter Arm und körperliche Behendigkeit, Gesundheit und Frische die nothwendigsten Tugenden des Ehepaares ausmachten, — da mußten die jungen Brautleute vor einer zahlreich aus Nah und Fern zusammengeströmten Volksmenge einen öffentlichen Wettlauf thun, wie dieß in unsern Volksmährchen noch zur Genüge von Königstöchtern praktizirt wird, und weil dann das Publikum natürlich nicht gern passiv zuschaute, so erschwerte es den Weg zum Ziele dadurch, daß es Bänder, Kränze u. d. gl. ausspannte, über die dann der Läufer und sein Buhle setzen mußten, wodurch etwelche Belustigung mehr entstand.

Allein im Verlauf von Jahrhunderten wurde die ursprüngliche Bedeutung des seltsamen Brauches vergessen, dieser selbst aber blieb, nur in etwas veränderter Gestalt, und wird heutzutage noch geübt, um der ohnedieß genug bedrängten Kasse des Bräutigams noch einige Fränklein abzuzapfen.

Eine Menge anderer, jetzt noch üblicher Volksgebräuche ist mythologischen Ursprungs, so das Beschenken mit Ostereiern, der Glaube an die 12 Loostage um Weihnachten, die 9 Pflanzen zur Palme bei Katholiken, die St. Nikolausgeschenke, der „Grittibenz“ darunter spielt sogar eine eigene Rolle, — selbst das Wolkenschiff in der Abendröthe, das für den folgenden Tag Regen anzeigt.

Auch in vielen volksthümlichen Sprüchwörtern liegt ein Zug, der auf ferne Abstammung schließen läßt, z. B. die bei uns jedem Kinde geläufige Wetterregel:

Es ist kei Samstig so höhn,
Er ist au e halbe Tag schön.

Einst: „Wie et Wädder mag sing
Sotersdahg Sunnesching.“ (Montanus.)

Das Hemd (Hemede, Heimd, Heimet, Heimat!) liegt näher als der Rock. — Wer Meister wird, füert d'Brut hei! (Brautlauf.)

Was endlich das Reich der Sagen anbetrifft, haben dieselben tausenderlei Gestalten und Variationen und stammen doch fast alle von ein und derselben Mutter, der Mythologie der alten Deutschen.

Aus den Priesterinnen der Göttin Hertha, auch Berchta, Berachta genannt, wurden später die Hägsen (Hexen) — — von Hag, Hain, Opferstätte — — aus den dienstbaren Geistern und dem niedern Gefolge des Wodan wurden die Erdmännlein, — ein heidnischer Gott ist „wilder Jäger“ geworden und haust im nahen Juragebirge als allgemein ge-

fürchteter Dürst, wo einstein dunkeln Wäldern und auf schattigen Hügeln heidnischer Götterdienst gehalten wurde, besuchte man später, treu den Vätersitten, einen Wybrunn, Wunderquell 2c.

Diese kurzen Andeutungen werden bei Manchem das Interesse für Volksglauben und Volkssitten wecken und wer sich die Mühe nimmt, hie und da einen Fund, der ihm der Aufmerksamkeit würdig scheint, „z'Fade z'schlo", könnte sich einen Sammler zu bestem Danke verpflichten. Und daß hauptsächlich die Lehrerschaft hier Vieles leisten könnte, wird Niemand bestreiten wollen; sie leben unter dem Volk, das am meisten treu geblieben ist der alten Sitte, sind in der Regel an Kiltabenden nicht ungern gesehen, könnten also dieses Geschäft füglich mit dem Analysiren verknüpfen. — — Endlich habe noch eine Schuldigkeit zu berichtigen. Ein altes Sprichwort sagt nämlich: Schuster bleib' bei'm Leisten! — Vielleicht möchten Einige, die diesen Aufsatz lesen, sich berufen fühlen, mir gemeldetes Sprichwort in Erinnerung zu bringen, in Anbetracht ich nur honolulesischer Schulmeister sei. Ihnen muß ich bekennen, daß es meine Unart ist, zuweilen den „Leisten" zu verlassen, um ein Bischen zu — schnausen, und da habe denn von einem guten Herrn in der Stadt, dessen Bibliothek größer ist, als die meine, den Montanus, Rochholz, Leoprechting, Seidl zu lesen bekommen, Einiges auch mündlich vernommen — diesen also die Ehre!

Somit b'hüet ech Gott und zürnet Nüt! F. X. B.

Schul-Chronik.

Schweiz. Rettungsanstalt Sonnenberg. Hinsichtlich dieser Anstalt wurden von der schweiz. gem. Gesellschaft folgende Beschlüsse gefaßt:

1) Es solle die Anstalt auf 1. Jänner 1859 eröffnet werden. 2) Seien die vorgelegten Statuten im Allgemeinen genehmigt; bezüglich einzelner Modifikationen seien dieselben der Centralkommission überwiesen. 3) Die engere Aufsichtskommission wurde bestellt in den HH. Kantonsschulinspektor Riedweg, Seminardirektor Dula, Verwalter Pfyffer-Knörr, Staatsschreiber Zingg und Fürsprech Rietschi. In das weitere Comite wurden gewählt die HH. Banquier Brunner, Pfarrer Damian Bossard von Zug, Melch. Deschwanden von Stanz, Kanzleidirektor Eberle von Schwyz, Pfarrer Bossard von Wislikofen und Pfr. Hirzel aus Zürich. 4) Auf den Antrag von Hrn. Inspektor Riedweg wurden der Centralkommission in Zürich ihre Bemühungen für die Gründung der Rettungsanstalt am Sonnenberg verdankt.